



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Buttlar, Kurt Treusch von: Erlebtes und Beobachtetes aus Rußland : ein
Nachklang zur Kaiserkrönung 1896 : (Fortsetzung) : 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

völlig klar und überzeugend ist: es ist Friedmann nicht gelungen, die preussischen Behörden in irgend einem Punkte der absichtlichen oder fahrlässigen Verletzung ihrer Pflichten zu überführen; die Rechtsverletzungen, über die er Klage führt, bestehen nur in seiner Phantasie.

Die Gerechtigkeit erheischt es, einer so schweren und von anscheinend so zuständiger Seite erhobnen Anklage gegenüber mit aller Entschiedenheit zu erklären: daß sich in dem Rogischen Prozesse der Verdacht auf einen Unschuldigen gelenkt hat, ist ein großes und beklagenswertes Unglück; aber selbst Friedmanns erbitterte und von feindseligster Gesinnung erfüllte Angriffe bieten keinen Anhalt für die Annahme, daß unsre Justizbehörden nicht auch in diesem Falle in vollem Maße ihre Schuldigkeit gethan hätten.

Wer sich an Friedmanns glänzende Verteidigerlaufbahn erinnert, wer dessen gedenkt, was er gewesen ist, und mehr noch dessen, was er hätte sein können, wird dieses letzte Werk seiner stets etwas eifertigen Feder nicht ohne tiefe und aufrichtige Betrübniß aus der Hand legen. Gern wollen wir zu seinen Gunsten annehmen, daß die widrigen Umstände, unter denen das Buch entstanden ist, und daß persönliche Verbitterung seinen sonst so klaren und scharfen Blick getrübt haben und die Hauptschuld an der unerhörten und leidenschaftlichen Ungerechtigkeit tragen, mit der er die Zustände seines Heimatlandes verurteilt. Dann wird er, wenn erst wieder ruhigere Tage für ihn gekommen sein werden, selbst lebhafter als irgend ein anderer die Veröffentlichung dieses unglücklichen Buches bedauern, durch das er nicht seinem Vaterlande, sondern sich selber den schwersten Schaden zugefügt hat.



Erlebtes und Beobachtetes aus Rußland

Ein Nachklang zur Kaiserkrönung 1896

Von Kurt Treusch von Buttlar

(Fortsetzung)

2



ei der Art, wie das entsetzliche Unglück vor dem Volksfest auf dem Chodynafeld in deutschen Zeitungen beurteilt wurde, empfand ich besonders deutlich einen großen Unterschied in der Anschauungsweise der Russen und des Abendlandes. Natürlich war das Entsetzen groß in Moskau, und aufrichtig das Mitleid mit den armen Opfern der Katastrophe und den beklagenswerten Hinterbliebenen der Getöteten: das menschliche Gefühl nahm ganz die Bahn, die es in ähnlichen

Grenzboten IV 1896

10

Fällen auch bei uns genommen hätte. Aber es fehlte eins: das soziale Empfinden. Was sich da auf dem Chodynafeld zusammengeballt hatte, war doch eben „Tschernüi narod,“ schwarzer Pöbel. Das ist ein häßliches Wort in unsern Ohren, denn wir sind gewöhnt, sozial zu denken, und wo uns wirklich einmal ein ähnlicher Ausdruck im eignen Lande über die Zunge möchte, schämen wir uns gleich und sind vorsichtig genug, ihn hinterzuschlucken. Bei dem gebildeten Russen ist es nicht Hochmut, wenn er einen Strich macht zwischen sich und der schwarzen Brut: es ist eine einfache Thatsache, daß zwischen den Russen der höhern Stände und dem Muschik ein Abgrund klast. Man kann versucht sein, zu fragen — Moltke in seinen Briefen aus Rußland spricht es ähnlich aus —, ob der elegante Gardesoffizier und der Bauer mit seiner ungeheuerlichen Haartracht, seinem schmutzigen Schafpelz und seinem unglaublichen Duft einer Nation angehören. Aber nicht bloß der Gebildete empfindet, daß er einer andern Welt angehört, dem Muschik geht es ebenso. An einem heißen Tage gingen wir auf dem Lande im Schatten auf dem Fußweg; auf der Landstraße lag glühende Sonne. Da kommen uns zwei Muschiki entgegen. „Komm, sagt der eine, dort drüben ist Schatten.“ „Ich gehe lieber hier, antwortet der andre, drüben sind zu viel Herrschaften.“ Und das sagt er ganz treuherzig, naiv, als etwas selbstverständliches.

Man wolle mich nicht mißverstehen, wenn ich sage: man muß das niedere Volk in Rußland ethnographisch betrachten. Damit ist die ganze Tragik der russischen gesellschaftlichen Verhältnisse ausgesprochen. Denn man kann getrost annehmen, daß nicht mehr als zwanzig Prozent der Einwohner Rußlands zu den gebildeten Ständen gehören. Hier kann man wirklich von den „obern Zehntausend“ reden. Alles übrige ist, so bekennet selbst das Nowoje Wremja — Protoplasma. Eine soziale Empfindung für die Masse des Volks hat, wie gesagt, der Russe im allgemeinen nicht; aber das Mißverhältnis nagt an vielen edelfühlenden Herzen, sehr viele sind sich der Tragik bewußt, die darin liegt, daß die eigentliche Masse ihrer Brüder und Volksgenossen so abgrundtief unter ihnen steht, und allenthalben, auf den verschiedensten Gebieten sucht man den Abgrund auszufüllen. Nur nennt man alle diese Bestrebungen nicht etwa gemeinnützig, humanitär oder sozial, nein, alles heißt: Wohlthätigkeit. Volksschulen zu bauen, Krankenhäuser zu stiften, Arbeiterwohnungen anzulegen, alles nennt sich Wohlthätigkeit. Das ist bezeichnend; es bleibt doch eben immer der Reiche, der dem Bettler giebt. Daß es eine soziale Pflicht, vollends für den Staat, geben könnte, kommt dem „Wohlthäter“ gar nicht in den Sinn.

Es ist keine Frage, ehrliche Bemühungen in dieser Richtung sind in großer Zahl vorhanden; aber freilich, es sind Tropfen von Öl in ein wogendes Meer. Welche Riesenaufgaben freilich sind in einem Volke noch zu leisten, das in seiner überwältigenden Mehrzahl noch nicht lesen und schreiben kann, in dem die Versuche einer allgemeinen Volkszählung — selbst in den Städten! —

jämmerlich scheitern, in dem auch nicht die einfachsten Grundlagen für eine Organisation sozialer Arbeit vorhanden sind. Alle diese Wohlthätigkeitsgründungen werden ein für allemal in die russische Beamtenmaschinerie hineingeschraubt, und diese Maschinerie geht langsam, langsam; ihr oberster Grundsatz lautet: was heute nicht geschieht, dafür ist morgen auch noch Zeit. Und der Auswuchs des „Tschin,“ des Beamtenkastenwesens, die vermaledeite Titel- und Ordenssucht, spielt auch hier in die aufrichtigen und ehrlichen Bestrebungen hinein. Wie mancher wird zum „Wohlthäter,“ nur um Staatsrat zu werden!

Ein großer Antrieb in diesem Sinne, den Brüdern und Volksgenossen zu helfen, ist von dem Grafen Tolstoi ausgegangen. Tolstoi selber freilich ist von den gesunden Gedanken mancher seiner Schriften immer mehr zu einem krankhaft pessimistischen Radikalismus fortgeschritten, er ist in seinem Wesen wie in seinen Schriften zum Sonderling geworden. Die Ideen aber, die er zuerst predigte, Rückkehr zur Einfachheit, Selbstverleugnung, Nächstenliebe, und seine Forderung, die Lebensauffassung des Urchristentums praktisch zu verwirklichen, haben in weiten Kreisen Wurzel geschlagen. Er selbst hat die letzten Folgerungen aus den christlichen Ideen gezogen: hat er doch neuerdings den Patriotismus für unsittlich und unchristlich erklärt, weil er mit dem Gebot der allgemeinen Menschenliebe im Widerspruche stehe. Kein Wunder, daß seine Anhänger allerlei Phantasterei und Narretei treiben. Christus sagte: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst; die Tolstojaner sagen: Liebe deinen Nächsten mehr als dich selbst. Der absolute Verzicht auf persönliches Glück, auf persönlichen Stolz, kurz auf Geltendmachen der eignen Persönlichkeit erscheint ihnen als das Ideal sittlicher Lebensführung. Ich habe Fälle kennen gelernt, wo diese Art das Leben anzusehen geradezu Ungeheuerlichkeiten zu Tage gefördert hatte. Ein junges blühendes Mädchen verheiratete sich mit einem alten, widerwärtigen Krüppel, der ihr nichts, nicht einmal pekuniäre Versorgung bieten konnte, nur weil sie glaubte, als seine Frau ihn besser pflegen zu können, als es eine gemietete Krankenwärterin thun würde. Eine andre junge Dame, selbst fast mittellos, adoptirte ein armes Bauernkind, um es besser zu erziehen, als es die Eltern könnten — ohne sich klar zu machen, daß sie dabei zwar auf eignes Glück verzichtete, aber gleichzeitig das Kind unglücklich machte. Namentlich auch in den Kreisen der jungen Herren aus der besten Gesellschaft wird diese Modephilosophie vielfach als ein Evangelium betrachtet. Vielleicht ist sie als eine Reaktion gegen den Nihilismus zu betrachten, aber sie ist nicht von Segen, es ist eine Modefrankheit; diese Auffassung des Lebens macht nicht kampfesfroh, sondern kraftlos. Aber freilich, sie verträgt sich gut mit einem Stück lebensmüder Blasirtheit. Und darum ist es erklärlich, daß sie gerade in den Kreisen vergnügungssatter junger Lebemänner und salonmüder junger Frauen grassirt, die, verheiratet oder unverheiratet, die Ehe hassen.

3

So gut wie gar keinen Anteil an diesen Bestrebungen der „Wohlthätigkeit,“ zumal wenn sie unter dem Banner der Volksaufklärung vorgehen, hat eine Macht, die an sich berufen wäre, eine Führerstelle einzunehmen: die orthodoxe Kirche. Sie giebt zwar ihren Segen dazu, aber das ist auch alles. Der niedere Klerus ist selbst so unwissend und ungebildet, daß er auch gar nicht imstande ist, eine „geistige Macht“ zu bilden.

Die Macht der Kirche ist freilich ganz ungeheuer, aber nicht durch den geistigen Inhalt ihrer Lehre, sondern ausschließlich durch den Zwang, den sie mit Hilfe der Polizei ausübt. Der Kaiser ist das Haupt der Kirche; die Kirche ist nicht ein Staat im Staate, sie durchdringt vielmehr bis ins kleinste das Leben des Staats, sie ist ein Organ des Staats. Der Staat leiht ihr alle ihm zu Gebote stehenden Machtmittel zur Erhaltung ihrer Herrschaft, aber zugleich bedient er sich ihrer seinerseits als eines Mittels, um seine Herrschaft zu sichern, seinen Willen durchzusetzen. Wo die Polizei versagt, da tritt die Kirche an die Stelle der Polizei. Auch wenn der Staat liberal sein wollte, Glaubensfreiheit einführen wollte, er könnte es nicht, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu geraten; und vor allem: er könnte, so lange sich nicht der ganze Charakter des Landes und des Volkes ändert, dieses Machtmittel einfach nicht entbehren.

Es giebt Leute, die glauben, daß gerade von dieser Seite dem russischen Despotismus über kurz oder lang ein schwerer Stoß drohe. Eine soziale Frage, hörte ich sagen, werde es für Rußland in absehbarer Zeit nicht geben, wohl aber einen Glaubenskrieg. Thatsache ist, daß die Zahl der „Altgläubigen“ oder „Raskolniki,“ d. h. derer, die von der um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch den Patriarchen Nikon durchgeführten Kirchenreformation nichts wissen wollen, in den letzten Jahren gewaltig angeschwollen ist; ferner, daß die „Stundisten,“ namentlich im Süden Rußlands, täglich mehr Anhänger gewinnen; endlich, daß die Regierung gar nicht mehr in der Lage ist, diesen und andern Sekten schlechtweg ihr „Unwesen“ zu verbieten, daß sie es stillschweigend geschehen lassen muß, wenn sie sich offen zu ihrem nicht-orthodoxen Glauben bekennen. Die „Stundisten“ haben ihren Ausgangspunkt in den zahlreichen deutschen, besonders schwäbischen Bauernkolonien im südlichen Rußland; aber gerade diese Kolonien bilden einen so wesentlichen Kulturbestandteil, sie sind dem Beutel der Steuerverwaltung so schätzbar, daß die Regierung gar nicht auf die Thorheit verfallen kann, sie zu drangsaliren oder gar zu vernichten.

Wenn auch die Arbeiterunruhen dieses Sommers zu denken geben, so ist es doch wohl richtig, daß die größere Gefahr dem russischen Reiche nicht auf sozialem, sondern auf religiösem Gebiete droht. Wo religiöse Dinge ins Spiel kommen, pflegt nach alter Erfahrung die Leidenschaft die Volksmassen schärfer und tiefer zu erfassen als selbst bei dem Kampf ums tägliche Brot. Es kann

also schon sein, daß einmal religiöser Fanatismus selbst das russische Volk aus seiner Gleichgiltigkeit aufrüttelt. Aber etwas skeptisch darf man schon sein, denn um diese Indolenz zu überwinden, dazu gehört viel, sehr viel.

Für jetzt hat die orthodoxe Kirche noch ihre unbestrittne Herrschaft. Wohl in keinem Lande greift die Religion so in das tägliche Leben ein wie in Rußland; namentlich in einer Sitte zeigt sich das: in dem Sichbekreuzen. Der Russe bekreuzt sich vor jedem Heiligenbild, vor jeder Kirchenthür, und in jeder Straße steht mindestens eine Kirche; er bekreuzt sich, wenn er sich zu Tisch setzt, und wenn er wieder aufsteht, wenn er, und sei es für zehn Minuten, eine Bahnfahrt antritt, kurz dieses äußerliche, mechanische Spiel der Hände vor der Brust sieht man unaufhörlich und überall. Manchmal geschieht es mit Andacht, man sieht auch oft genug einen Muschik sich an einer Kirchenthür auf die Kniee werfen und bis zur Erde neigen; aber vielfach schweifen die Augen neugierig in der Welt herum, während die Hand ein-, zwei-, dreimal das Zeichen des Kreuzes macht.

Im Gottesdienst, in den gesamten religiösen Gebräuchen, überall vergißt man den Inhalt über der Form. Nicht nur die Heiligen selbst werden verehrt und um Fürbitte gebeten, das Heiligenbild als solches genießt Verehrung, weit mehr als in der römischen Kirche. Die Heiligenbilder zu küssen ist ein religiöser Akt. Das wunderthätige Bild der „iberischen Mutter Gottes“ in Moskau (in der iberischen Kapelle, an der Stadtmauer, dicht vor dem „Roten Platz“ am Kreml) ist zu allen Zeiten umlagert von Andächtigen, die sich drängen, um das Glas vor dem Bilde und den Rahmen zu küssen; und dabei hängt dort fast immer nur eine Kopie, das Original fährt meist in seiner schwarzen Karosse, von acht Rappen gezogen (zweimal vier nebeneinander) durch die Stadt, macht Krankenbesuche, hilft Häuser einweihen, kommt zu Toten und Neugeborenen, natürlich gegen gute Bezahlung, wenn man sich auch unter Umständen schon für ein paar Rubel diesen Vorzug kaufen kann. In Petersburg sah ich in der Isaakskirche, wie hohe Würdenträger ein par Rubelscheine zahlten, um statt des Glases das eigentliche Bild einer ebenfalls besonders wunderthätigen Mutter Gottes küssen zu dürfen.

Vor allem bilden die Kerzen, die man den Heiligenbildern opfert, eine ungeheure Einnahme der Kirchen. Beim Eintritt in die Kirche kauft man sich ein geweihtes dünnes Licht, natürlich etwa für den zehnfachen Preis dessen, was es wert ist, zündet es an und pflanzt es in einen der vielen kleinen Lichthalter vor den Bildern. Vor manchen Heiligenbildern, so vor der iberischen Madonna, vor der Kasanschen Mutter Gottes in Petersburg, in der Kapelle des heiligen Nikolaus in der Nikolskaja zu Moskau, brennen den ganzen Tag ununterbrochen zwanzig bis vierzig Lichter. Da ein Lichtchen im höchsten Fall zwanzig Minuten brennt, so kann man sich den Verbrauch ungefähr ausrechnen. Das fordert doch eine volkswirtschaftliche Überlegung geradezu heraus; man

fragt sich, einen wie großen Teil des Volksvermögens die Russen teils einfach — verbrennen, teils der Kirche „opfern,“ die es ja für sich, und nicht etwa zum besten des Volkes verwendet. An hohen Feiertagen ist die dunkle Staatskirche lediglich durch die „geopferten“ Kerzen hell erleuchtet!

Umsonst thut die Kirche oder vielmehr der Pope nichts. Der Pope ist auf die Gebühren bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen angewiesen, da sein Gehalt, zumal bei kleinen Kirchen und auf dem Lande, sehr kärglich ist. Da er, um überhaupt sein Amt antreten zu können, verheiratet sein muß und, wie es in Rußland die Regel ist, bald genug eine große Kinderschar zu versorgen hat, so kann man es ihm nicht verdenken, daß er auf möglichst reiche Einnahmen bei frohen und traurigen Ereignissen in seiner Gemeinde bedacht ist. Die Gebühren sind nicht festgesetzt; je nachdem er die betreffenden einschätzt, stellt der Priester seine Forderungen; manchmal wird dabei um jede Kopeke geschachert. Auch von den Ärmsten nimmt der Pope, so viel er bekommen kann, und geht man nicht auf seine Bedingungen ein, so verweigert er einfach seine Mitwirkung, was besonders bei Beerdigungen stets Erfolg hat: die Hinterbliebenen geben ihr letztes Hemd hin, um den Segen der Kirche zu erlangen; aber es soll vorkommen, daß eine Leiche tagelang liegt, ehe man sich über den Preis des kirchlichen Segens einigt.

Ich hatte manches, was ich über diese Zustände hörte, für übertrieben gehalten, habe mich aber dann von der Wahrheit überzeugt, als ich Gelegenheit hatte, einer Taufe in ärmlichen Verhältnissen in einer Moskauer Kirche beizuwohnen. Ostern hatte ich in Petersburg mit erlebt, in Moskau hatte ich in dem mächtigen schönen Erlösertempel der Feier des Namentags der Kaiserin (23. April a. St.) und des Geburtstags des Thronfolgers (4. Mai) beigewohnt, vielfach auch die Sonntagsgottesdienste in der oder jener Kirche mit angesehen. Überall hatte ich denselben Eindruck wirklicher Feierlichkeit und staunenerregender Pracht. Schon die Gewände der Priester aus schwerem Brokat, an hohen Festtagen ganz in Silber blinkend, ihre mächtigen, mit Emailbildern geschmückten Diaren sind sehenswert; das geheimnisvolle Segnen mit brennenden Kerzen, das Zeigen des goldblitzenden Kreuzes, das Heraustragen des riesigen Evangeliums in goldnem, edelsteinbesetztem Einband aus dem Allerheiligsten auf das Podium in der Mitte der Kirche, das Verlesen des Gottesworts, und das alles in diesen von Gold und Silber strotzenden, überreich geschmückten Räumen — alles ist dazu angethan, auch den, der den Sinn dieser Vorgänge nicht ganz ergründen, die slowenischen Gebete nicht verstehen kann, in feierliche Stimmung zu versetzen. Und dazu die ergreifend schönen Gesänge, die an Wirkung selbst den Gesang in römisch-katholischen Kirchen weit übertreffen, obgleich oder weil sie a capella, ohne jede Instrumentalmusik ausgeführt werden. Die Sänger sind nur Männer und Knaben, nach dem Grundsatz: mulier taceat in ecclesia. Etwas schöneres als das, was z. B. bei der

Messe gesungen wird, während der Zeit, wo in dem hintern Raum der Kirche, wie die gläubige Gemeinde meint, die Verwandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut Christi vor sich geht, kann man wohl überhaupt nicht hören. In den großen Kirchen sind die Sänger in glänzende Uniformen gehüllt und, wie das in Rußland nicht anders geht, mit Goldtreffen beladen.

Ich kann nicht leugnen, diese Gottesdienste fesselten mich durch Glanz und Geschmack. Und nun der Gegensatz bei der Taufe, die ich mit erlebte! Hier gab sich die Kirche im Alltagsgewand, sozusagen im Negligé. Die Priester freilich waren in rotsammetnen Talaren, wenn auch offenbar „letzter Garnitur,“ aber der Sänger, der zugleich Küsterdienste verrichtete, trug einen höchst unfeierlichen Straßenanzug, die schmutzige Tracht eines Muschiks. Monoton leierte er seine Lieder ab; geschäftsmäßig ausdruckslos, als wollte er möglichst rasch zu Ende kommen, las der Priester die Gebete ab; keine Spur von Feierlichkeit. Da wurde es doppelt klar, daß nur leerer Prunk das Wesen dieser Kirche ausmacht: die innere Wärme, das lebendige Wort, durch die auch die einfachste heilige Handlung in einem schmucklosen protestantischen Gotteshause ihre Weihe erhält, sie fehlten völlig, und da hier auch jeglicher Prunk wegfiel, so war das Ganze ein unsäglich dürftiges und — häßliches Schauspiel. Denn häßlich und grausam ist es, ein armes Kind von wenigen Wochen, das zu Hause mit aller Sorgfalt gepflegt und gehütet wird, mit dem ganzen nackten Leibchen dreimal in das Taufbecken zu tauchen — der Priester hält ihm dabei mit geschicktem Griff Augen, Ohren, Mund und Näschen zu —, dann das Kind unabgetrocknet dreimal um das Becken herumzutragen, es ferner an allen möglichen Körperteilen mit Öl zu betupfen, schließlich ihm ein paar Härchen abzuschneiden (das erste, was von dem Leibe des Menschen abgenommen wird, gehört Gott!) und erst nach all diesen durch Gebete und Gesang verlängerten Prozeduren wieder in die Windeln zu stecken. Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Dabei waren alle Werkzeuge, die zur Verwendung kamen, die Schere, die Feder mit dem heiligen Öl, das Ölfäschchen, der kupferne Wasserkessel für das warme Wasser, durchaus nicht von tadelloser Sauberkeit. Höchst unangenehm berührte es, daß der Priester immer schon wieder Gebete las, während er sich noch die Hände an einem groben Handtuch abtrocknete. Nachdem die Handlung vorüber war, wandte sich der Pope geschäftsmäßig an den „Taufvater,“ und dieser steckte ihm ebenso geschäftsmäßig coram publico ein paar Papierrubel in die dargebotene Rechte. Der Priester zählte das Geld; dann erhielt auch der Küster und Sänger vom „Taufvater“ sein Trinkgeld. Vater und Mutter des Täuflings waren nicht anwesend, da der Tag, nach dem die Mutter die Kirche wieder betreten darf, noch nicht vorüber war. Der „Taufvater“ ist im allgemeinen ein älterer Verwandter der Familie, er trägt die Kosten der Taufe und hat ebenso wie

die „Taufmutter“ den Eltern des Taufkinds und dem Kinde selbst genau vorgeschriebne Geschenke zu machen. Innerhalb der Familie gilt es als Auszeichnung, zum „Taufvater“ oder zur „Taufmutter“ gewählt zu werden. Die Wahl anzunehmen bedeutet aber unter Umständen eine große Ausgabe.

Diese Taufe fand in einer angesehenen und verhältnismäßig großen Kirche Moskaus statt, die am Ikonostas usw. reich mit Goldblech verziert war und überhaupt einen wohlhabenden Eindruck machte. Wie mag sich solch eine „heilige“ Handlung erst in einer ärmlichen Dorfkirche ausnehmen? Kann man freilich mehr für ein paar Rubel verlangen? Ich sah auch die Beerdigung eines hohen Beamten, für die jedenfalls hunderte von Rubeln „geopfert“ worden waren — da war genug Pomp und Pracht entfaltet. Auch in protestantischen Kirchen werden ja in dieser Richtung Unterschiede gemacht, man kann je nach seinem Geldbeutel eine Trauung erster, zweiter oder dritter Klasse haben. Aber hier gleicht doch der geistige Inhalt, das Wort des Predigers die Unterschiede aus. Der russischen orthodoxen Kirche ist es nicht gegeben, auf Geist und Gemüt zu wirken. Was sie bietet, ist nur der äußere Ritus; ihre Lehre ist in einem starren Formalismus aufgegangen, von dem das Wort gilt: der Buchstabe tötet. Sie kennt keinen Fortschritt und keine Entwicklung, sie weiß nichts von dem Geist, der lebendig macht. Was grau vor Alter ist, das ist ihr heilig. Sie spricht nicht russisch zu den Russen, ihre Sprache ist das Altslowenische. Dies und die Buchstaben der Kirchenschrift zu erlernen, ist eine eigne Kunst.

Aber weil kein lebendiger Geist in dieser Kirche ist, weil sie nicht durchglüht ist von dem Feuer der Begeisterung und nicht durchwärmt von einem starken, heißen Gefühlsleben, darum geht ihr auch jeder Fanatismus ab. Und das ist ein wahres Glück. Sie macht nicht Propaganda, sie geht nicht angriffsweise vor. Das schließt ja nicht aus, daß sie sehr unduldsam ist. Nur entspringt diese Unduldsamkeit ihrem Charakter als Staatskirche, weil sie, in dem schon angedeuteten Sinn, ein hervorragendes Machtmittel des Staates ist.

In einem Punkte macht sich die Unduldsamkeit der orthodoxen Kirche besonders auch den in Rußland lebenden Nichtrussen gegenüber geltend: in der unachsichtigen Forderung, daß bei gemischten Ehen, gleichviel, ob der Mann oder die Frau orthodox ist, die Kinder orthodox getauft und erzogen werden müssen. Ausnahmen sind schlechterdings ausgeschlossen. Damit ist aber gesagt, daß jeder Nichtrusse, der eine Russin heiratet, ohne weiteres eine russische Familie gründet. Bleibt er seiner Religion treu, so hat er doch auf die Erziehung seiner Kinder, auf die Sitten seines Hauses so gut wie keinen Einfluß, ja er setzt sich, wenn er mit seinen Kindern über religiöse Dinge redet, unter Umständen der Gefahr aus, daß sich die orthodoxe Kirche in seine häuslichen Angelegenheiten mischt, ihn eines Vergehens gegen ihre heiligen Geheße be-

zichtigt, sogar ihm die Erziehung seiner Kinder abnimmt. Ich sage: unter Umständen. Denn obgleich die Kirche das gute Recht hat, in dieser Weise vorzugehen, so muß sie doch dazu durch irgend ein „Ärgernis“ veranlaßt werden. Ist jemand auch sonst aus irgend einem Grunde „verdächtig,“ so ist natürlich bald ein solches „Ärgernis“ gefunden. Auch hier gehen Polizei und Kirche Hand in Hand; will man einem Manne, der politisch unbequem ist oder zu werden droht, etwas am Zeuge flicken, so ist die Geistlichkeit bald zur Stelle.

Aber ist auch solch ein offnes Eingreifen der kirchlichen Gewalten in das Familienleben nicht häufig, so ist doch in Mischehen das innige, vertraute Familienleben unausgesetzt in Gefahr; denn wenn es beiden Teilen halbwegs ernst ist um ihre religiöse Überzeugung, oder wenn einer der beiden Teile sie mit besonders starkem Eifer pflegt, dann sind Zermürfnisse unausbleiblich, mögen sie nun zu offenen Auseinandersetzungen führen, oder mögen sie, was häufiger sein wird, als geheimes Gift wirken. Kommt es zur offenen Aussprache, dann hat der orthodoxe Teil von vornherein gesiegt. Denn hinter ihm steht drohend der Priester, die Kirche, also die Macht.

Alljährlich werden während der großen Fasten Gebete in den russischen Gottesdiensten gehalten, nach denen jeder Andersgläubige verflucht ist. Die russische Gattin des Protestanten hört so das Anathema über ihren eignen Gatten, die Kinder hören es über den eignen Vater aussprechen. Diese eine Thatsache genügt, eine Verbindung zwischen einem Protestanten und einer Orthodoxen eigentlich als eine Unmöglichkeit erscheinen zu lassen. Man male sich ferner aus, wie den Kindern in der Schule planmäßig der Haß gegen die Andersgläubigen, die Verachtung der Ungläubigen — und das sind alle, die nicht „rechtgläubig“ sind — eingeprägt wird. Man sollte denken, daß in einem Hause, wo der Vater oder die Mutter den Kindern als ungläubig gilt, alle Zucht, aller Gehorsam schwinden müßte. Und doch werden täglich solche gemischte Ehen geschlossen; selbst in den Fremdenkolonien, wo manche Familien Geschlechter hindurch sich von dem echten Russentum abseits gehalten haben, sind sie keine Seltenheit mehr, sie rufen kein Erstaunen mehr hervor wie früher, höchstens noch ein bedauerndes Achselzucken. Und solche Ehen werden im allgemeinen ganz glücklich. Dazu hilft erstens die Thatsache, daß sich die Mehrzahl der „gebildeten“ Russen und Russinnen — und diese kommen ja hier vorwiegend in Betracht — mit der äußerlichen Befolgung der kirchlichen Vorschriften begnügt, eine religiöse Überzeugung, Klarheit über das, was die Lehre verlangt, kaum besitzt. Die Kinder, namentlich in großen Städten, gewöhnen sich auch früh genug an diese bequemere Auffassung; ja, so wie bei uns, ist es auch dort eine häufige Erscheinung, daß ihnen die Religion, da sie eine „Lektion“ ist wie die andern mehr oder minder lästigen Fächer und lästiger als die andern, gründlich verleidet wird. Auf der andern Seite aber steht die

Gleichgiltigkeit, mit der in der Regel der Protestant — leider! — geneigt ist, eine übermäßige Milde in Glaubenssachen walten zu lassen. Diese thatsächlich in den meisten Fällen vorhandne beiderseitige Gleichgiltigkeit macht es begreiflich, daß gemischte Ehen möglich und jetzt ganz gewöhnlich sind.

(Fortsetzung folgt)



Bibliophilie

Von Arthur L. Zellinek



Die Freude am Sammeln ist so alt, wie die Freude am Besitz, sie reicht bis zu den Anfängen der menschlichen Kultur zurück. Das Bestreben, zu erwerben, das Erworbne zu bewahren, zu sichten, zu ordnen und zu vermehren, ist ein Grundzug in der Natur des Menschen. Verschiedne Zeiten haben verschiednes zum Gegenstande der Sammel Leidenschaft gemacht. Der eine sammelt Naturerzeugnisse, Pflanzen, Steine, Überreste aus frühern Erdperioden, der andre Erzeugnisse des Gewerbefleißes aus alter und neuer Zeit, ein dritter fahndet nach den Schöpfungen geistiger Kraft, nach Erinnerungszeichen an „führende Geister“ der Menschheit, nach Gemälden, Kupferstichen, Büchern, Handschriften und Autographen.

Zu den frühesten Gegenständen des Sammelns gehören die Bücher, als Vermittler der geistigen Arbeit, oft als Ergebnis der Forschung, als Inhalt des Wissens einer ganzen Zeitperiode. Schon das Altertum hat nicht nur öffentliche und Privatbibliotheken in unserm Sinne, sondern auch leidenschaftliche Sammler von ganz modernem Gepräge gekannt, wie jenen König von Pergamon, der das den Athenern entlehnte Exemplar der Handschrift, die die Dramen der drei großen griechischen Tragiker enthielt, seiner berühmten Bibliothek einverleibte und dafür die nicht unbedeutende Summe von zehn Talenten, die er als Pfand hinterlegt hatte, verfallen ließ. In Rom haben der Diktator Sulla und später Asinius Pollio aus dem litterarischen Kreise, den Mäcenat um sich sammelte, mit großen Kosten reiche Büchereien angelegt, ebenso wie die Kaiser Augustus und Nerva. Daß, als allgemeine Bildung und mit ihr die Freude an Büchern sich verbreitete, sich findige Köpfe fanden, die diese Bücher möglichst wohlfeil zu erlangen trachteten, ist wahrscheinlich. Und thatsächlich zeichnet uns Martial in seinen Epigrammen das Bild des Schmarozers, der den Autor, nicht anders als heute, um Freie Exemplare angeht und den Schrecken aller Schriftsteller bildet. Für Liebhaber gab es auch damals besondere Luxus=